

Das Bewußte ist den Instanzen des Unbewußten und dem Überbewußten, dem Überich, nicht gewachsen. Die aus dem Unbewußten entstammenden und heraufdrängenden Triebemotionen, -affekte und -vorstellungen sowie die überhandnehmenden Triebbedürfnisse zwingen das Ich zu Handlungen, Verhaltensformen und Urteilen, für die das erhaltengebliebene, aktive Überich das Bewußte zur Verantwortung zieht, verurteilt und bestraft. Die Verwirklichung eines echten Gewissens ist ausgeblieben, die Stelle wird von dem heteronomen „Überich“ als „krankmachende Instanz“ übernommen. Diese niedere Form von Kontrollinstanz wird hypersensibel, die Spannung wächst ins Unerträgliche und zerstört die Persönlichkeit. Die Neurosen nehmen überhand bis zur Manifestation eines klinisch definierbaren Symptoms oder Syndroms. Ein solcher Mensch erreicht selbst das Mittelmaß nicht, er ist krank. Er trägt seine Krankheit zum Psychoanalytiker, der ihm zu helfen vermag oder auch nicht. Oder er lebt seine Krankheit – bis zur Manifestation der Syndrome – als Belastung seiner Umwelt aus.

Wenn dagegen durch ein großes Webmuster, durch kranke Erbanlagen, durch ein überzähliges Chromosom (Trisomie), durch das Überwiegen dominanter Triebbedürfnisse bzw.

durch Gehirnverletzungen keine vollwertige Persönlichkeit entsteht oder nur Rudimente einer Persönlichkeit verwirklicht werden, kann keine Konfrontation mit sich selbst erfolgen. In diesen Fällen gestaltet sich eine tragische, subhumane Existenz: der Einsame, der Idiot.

Es sei dahingestellt, ob hier eine Modellvorstellung niedergeschrieben wurde oder mit krassen, extremen Beispielen Grenzen markiert worden sind. Eines steht fest: Der Integrator, der Mensch, der weiß, was er tut, der ein Gewissen hat, entscheiden kann und die Verantwortung kennt, ist in unserer Gegenwart oft der Unterlegene, aber auch die Hoffnung für eine bessere Zukunft, für die Fortsetzung und Vollendung der Hominisation. Viele befinden sich zwischen den aufgezeichneten Grenzen, wandeln allein oder mit Hilfe einer starken Hand, sei sie die des Seelsorgers oder des Psychiaters, zwischen den extremen Grenzen, erleiden das Schicksal oder werden sein Opfer. Wir müssen lernen, zu entscheiden und zu integrieren, die Persönlichkeit mit sich selbst zu konfrontieren und frei zu werden. Dann verwirklichen wir unser Schicksal selbst und sind berechtigt, an einer besseren Zukunft des Menschen mitzuarbeiten, den Fortschritt der Hominisation zu verwirklichen.

Thomas v. Kreybig

Krönung eines Lebenswerks

Zum Römerbriefkommentar von Heinrich Schlier

Mit dem Römerbriefkommentar von Heinrich Schlier ist ein seit Jahrzehnten angekündigtes und mit Spannung erwartetes Werk erschienen¹. Nicht nur für den Autor selbst stellt es „zweifelloso die Krönung seines theologisch-exegetischen Schaffens“ dar (Verlagsanzeige), auch die gesamte katholische Bibelwissenschaft hat Grund zu Freude und Dankbarkeit. Sie besitzt nun endlich einen vollständigen, auf der Höhe der Diskussion stehenden Kommentar zum wichtigsten Brief des Neuen Testaments, mit dem sich wohl schon die rö-

mische Gemeinde des ersten nachchristlichen Jahrhunderts schwergetan hat.

Es braucht unsere Genugtuung nicht zu mindern, daß der neue Kommentar von einem ehemaligen Bultmannschüler, dem prominentesten „Konvertiten“ des deutschen Katholizismus in den fünfziger Jahren, stammt. Allerdings könnte das Erscheinen des Werks ein Anlaß sein, noch einmal nachzudenken, warum es eigentlich seinerzeit nicht möglich war, den international anerkannten Gelehrten auf einen ihm gebührenden neutestamentlichen

Lehrstuhl innerhalb einer katholischen Fakultät zu berufen. Doch Versäumnisse von gestern zu beklagen, hat nur Sinn, wenn man es in Zukunft besser zu machen gewillt wäre – worauf leider kaum zu hoffen ist.

Wer die Eigenart und das unverwechselbar Neue eines wissenschaftlichen Kommentars zu würdigen sucht, darf die Gefahr der Vereinfachung nicht scheuen. Auch läßt es sich kaum vermeiden, daß frühere Kommentare, mit denen der Autor ein immer anregendes und oft kritisches Gespräch führt, in die Wertung einbezogen werden.

Heinrich Schlier hat sein Werk mit der Bemerkung abgeschlossen, der Römerbrief möge uns mit seinem umstrittenen und in einem Anakoluth endenden Schlußkapitel „daran erinnern . . . daß wir von Fragmenten leben“ (455). Nun weiß Schlier sehr gut, daß biblische Autoren ihre Bücher gern mit einem Satz beenden, in dem noch einmal ihre theologische und schriftstellerische Grundintention zum Vorschein kommt. Die bekanntesten Beispiele bieten das Matthäusevangelium und die Apostelgeschichte, während in bezug auf den Schluß des Römerbriefs „schon frühzeitig Unsicherheit bestand“ (440). Man darf also annehmen, daß Schlier mit seiner leicht resigniert klingenden Bemerkung in erster Linie etwas über sein eigenes Werk sagen wollte. Haben wir es demnach mit einem „Fragment“ zu tun? Gewiß nicht in dem Sinn, wie der Kommentar von Otto Kuß ein Fragment geblieben ist oder wie sich andere Autoren auf schwerpunktmäßige Reflexionen beschränkt haben. Schlier hat den Text des Briefs von der ersten bis zur letzten Zeile sehr genau analysiert, ohne etwas Wichtiges auszulassen. Trotzdem ist es keine gespielte Untertreibung, keine durchsichtige Apologetik, die den möglichen kritischen Beanstandungen zuvorkommen möchte, wenn Schlier so betont darauf hinweist, „daß wir von Fragmenten leben“. Er, dem „der Lobpreis des einzig weisen Gottes“ (Röm 16, 27) zum Lebensinhalt, zum Existential geworden ist, kann sicher am besten beurteilen, was alles in seinem Kommentar fehlt: ein ständiges Gespräch mit der Auslegungs- und Wirkungsgeschichte des Rö-

merbriefs, längere Ausführungen zu seinen Leit- und Schlüsselbegriffen und ihrem alttestamentlichen Hintergrund, zusammenfassende Exkurse über seine religionsgeschichtlich und theologisch brisanten Themen, wie etwa das Verhältnis zur Qumranischen Gnaden- und Rechtfertigungslehre, zum möglichen Einfluß der antiken Kultmysterien und manches andere mehr. Man findet nur einen einzigen Exkurs: „Adam bei Paulus. 1. Die Sünde nach Paulus; 2. Der religionsgeschichtliche Hintergrund“ (179–189). Die Einfügung von Exkursen war also nicht grundsätzlich und von vornherein ausgeschlossen. Immerhin ist diese Art des Fragmentarischen dem Umfang und der Lesbarkeit des Kommentars besser bekommen, als wenn die Interpretation fast nur aus Exkursen bestände oder wenn vergleichbare Abschnitte sehr unübersichtlich in die Vers-um-Vers-Auslegung eingeschoben wären.

Die Tatsache, daß der Kommentar Lücken aufweist und manche vielleicht allzu hochgespannten Erwartungen (auch die des Autors selbst) enttäuscht, reicht jedoch nicht aus, um den zitierten Schlußsatz zu erklären. Wir nehmen in ihm das Bekenntnis eines Schriftgelehrten und Weisheitslehrers, der ein Leben lang durch die aufgetürmten Gedankenberge und Schluchten des Apostels gewandert ist. Was er uns am Ende seines Wegs zu sagen hat, gleicht der paulinischen Einsicht vom „Stückwerk“ alles Erkennens und geisterfüllten Redens (1 Kor 13, 9). Solche Selbstbescheidung aber trägt die Verheißung in sich, daß „ich“, der fragmentarisch Erkennende, einmal „ganz erkennen werde, so wie ich auch ganz erkannt bin“.

Es ist kein Zufall, daß Paulus an dieser Stelle des „Hohenlieds der Liebe“ von den allgemein gültigen Aussagen wieder in den autobiographischen Ich-Stil überwechselt. Offensichtlich können manche Erkenntnisse nicht anders artikuliert werden als in der „Subjektivität“ eigener, persönlicher Erfahrungen. Auch diese Charakterisierung des neuen Kommentars wird uns vom Autor selbst gereicht, der sich in seinem kurzen Vorwort (VII) gegen den möglichen Vorwurf einer subjektiven

Auswahl – vor allem was die Berücksichtigung der Literatur angeht – verteidigt. Für ihn ist „diese Subjektivität“ in Wahrheit Ausdruck „einer jeden Begegnung“. Wieder verbirgt sich hinter einer unauffällig und bescheiden klingenden Formulierung das ganze Selbstbewußtsein des Charismatikers. In der Tat, Schlier darf sich einer Begegnung mit dem Römerbrief rühmen, und die Subjektivität seines Kommentars ist sein unbestreitbarer Vorzug. Oder – um eine andere Lieblingsformulierung des Autors zu gebrauchen – er läßt sich selbst als Mensch in seiner Auslegung „vor-kommen“ (180). Damit ist nicht nur gemeint, daß der Kommentar in seiner sprachlichen Gestaltung die unverwechselbaren Züge einer an Heideggerische Wort-Spiele erinnernden Diktion zeigt, darüber hinaus und vor allem anderen bedeutet diese Subjektivität der Begegnung ein gegenseitiges Erkennen und Erkanntwerden zwischen Text und Autor. Der Leser ist immer wieder erstaunt, mit welcher selbstverständlicher Sicherheit sich Schlier auch in den schwierigsten Passagen des Römerbriefs bewegt, wie mit kurzen Zusammenfassungen Gedankengänge erhellt werden, über die andere Auslegungen ein seitenlanges Dunkel zu breiten pflegen. Vielleicht ist dies sogar das Wertvollste, was der Kommentar vermittelt: das beruhigende Gefühl, von einem Exegeten an die Hand genommen und geführt zu werden, der sich im Text auskennt, der es nicht nötig hat, dem Leser immer erst ein Dutzend von möglichen Erklärungsversuchen anzubieten, weil er in einer Art vorgängigen Einvernehmens weiß, was Paulus mit seinem „Evangeliumsbrief“ (8) sagen will.

Solche wählerische Subjektivität, die in Wahrheit nur ein Zeichen souveräner Sachkompetenz ist, wäre unmöglich ohne jene Tugend, die Schlier mit Paulus „die Geduld

eines guten Werkes“ (Röm 2,7) nennt. Auf den Kommentar bezogen, läßt das Wort an vielerlei denken: an die „große Geduld“, für die der Autor seinem Verlag dankt, an das lange Warten der Herausgeber und Freunde, auch und besonders an die Geduld, mit der Schlier dieses „gute Werk“ einem zunehmend von Krankheit und Alter geplagten Körper abringen mußte. Das alles aber bleibt noch im Vordergrundigen. Tiefer gesehen, verrät der Kommentar etwas von jener „Geduld und Langmut“, die Gott mit uns hat und die wir mit ihm und seinem Wort haben sollten. Kein Zweifel, Schlier hat sich längst von der Illusion freigemacht, als sei das Verstehen einer neutestamentlichen Schrift sozusagen im Handstreich möglich, sofern man nur alle wissenschaftlichen Methoden und Hilfsmittel richtig einsetze. Er hat gelernt, daß Gottes Wort sich nur dem erschließt, der zum geduldigen Hören bereit ist und nach den Gütern des Heils Verlangen trägt.

So spricht aus seinem Kommentar weder die archivarische Gelehrsamkeit eines distanziert wissenschaftlichen Interesses noch das hochfahrende Pathos politisch-totalitärer Messianologie. Es ist einfach der Mensch Heinrich Schlier, der – selbst betroffen von Gottes Gericht und Gnade – seiner römischen Kirche gewissenhaft verdolmetscht, was Paulus ihr damals wie heute zu sagen hat. – Schade nur, daß der bis zu einem gewissen Grad unvermeidliche Gebrauch griechischer Begriffe und Texte den nicht mehr humanistisch Gebildeten die Lektüre des Kommentars erschwert.

Franz Joseph Schierse

¹ Heinrich Schlier, Der Römerbrief. Freiburg: Herder 1977. XX, 455 S. (Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament. 6.) Lw. 98,-.